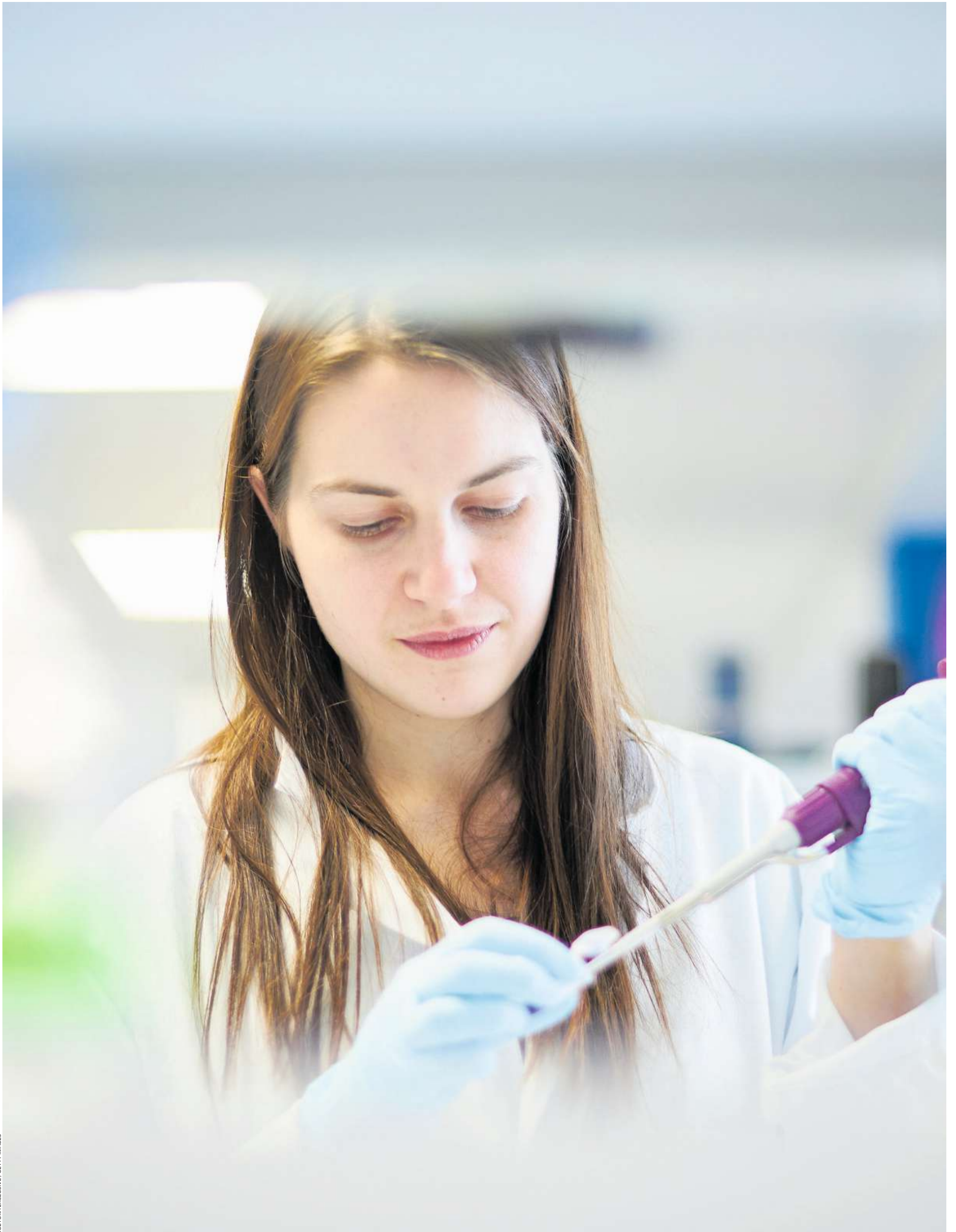


Talente fördern



CULTURA EXCLUSIVE / GETTY IMAGES

Die Studienstiftung als Sprungbrett

Ein Plädoyer für die Elite
Chancengleichheit allein ist
keine gute Bildungspolitik **3**

Think-Tank im Grünen
Angeregt debattieren an
der Sommerakademie **4**

Institution im Wandel
25 Jahre im Dienst der
Exzellenzförderung **11**



Change the future. Push boundaries.

At Roche, our success is built on innovation, curiosity, and diversity - multiplied by 91,747 professionals in 100 countries. By challenging conventional thinking and ourselves, we've become one of the world's leading research-focused healthcare companies.

Are you ready to add practical experience to your course of study?

An internship at Roche can be the perfect place to find out how your discipline looks in action. Interesting projects are taking place throughout the entire company and dedicated students from these fields of study are always in demand:

- Pharmaceutical Sciences
- Natural Sciences
- Engineering
- Computer Science
- Business Studies

Bring along your ideas and your ability to research, develop, plan and organise.

The next step is yours.
careers.roche.ch





MÉLANIE BAIERLE

Den Blick für andere Disziplinen zu weiten und die Begabung zum Wohle der Gesellschaft nutzbar zu machen, gehört zu den Zielen der Studienstiftung.

Reden wir doch endlich über Eliten

Die Schweiz hat ein gestörtes Verhältnis zu Spitzenleistungen, vor allem im Bildungswesen. Im Namen der Chancengleichheit versucht man Selektionshürden abzubauen. Das ist falsch, meint Michael Furger

Die meisten von uns hatten nie die Chance, in das Kader eines Top-Klubs wie des FC Bayern München geholt zu werden. Xherdan Shaqiri, einst bei Basel, hatte vor einigen Jahren diese Chance. Der Weg führte ihn in eine ganz andere Einkommensklasse. Heute spielt und verdient er in England. Die meisten Nachwuchsfussballer schaffen einen solchen Karriere-sprung nicht. Ein Fall von krasser Chancengleichheit. Man lässt sich von der Frage leiten, wie man möglichst vielen zu einer Laufbahn verhelfen kann, für die sich nur wenige eignen. In der Sprache der Politik heisst das Chancengleichheit.

Im Ernst: Wenn Politiker und Beamte über Bildungsfragen brüten, folgen sie dieser Logik. Man lässt sich von der Frage leiten, wie man möglichst vielen zu einer Laufbahn verhelfen kann, für die sich nur wenige eignen. In der Sprache der Politik heisst das Chancengleichheit.

Die Pisa-Studie hat einst ergeben, dass die Schweizer Volksschule soziale Unterschiede nicht genügend ausgleichen kann. Seitdem klebt der Begriff Chancengleichheit wie ein buntes Abziehbild auf jedem Reformpaket. Im Kanton Zürich etwa schicken einige Eltern ihre Kinder in private Vorbereitungskurse für die Gymi-Prüfung. Was die Kurse effektiv bringen, weiss niemand. Dennoch wollte die Regierung die Kurse für alle gratis anbieten, aus Gründen der Chancengleichheit. Weil das Parlament Nein sagte, forderten linke Politiker, die Prüfung ganz abzuschaffen. Andere Kreise wollen seit Jahren den Zugang zu den Gymnasien und damit auch zu den Universitäten gerechter machen und deshalb lockern.

Wenn wir ehrlich sind, geht es dabei um etwas anderes: um die diffuse Abneigung gegen die sogenannte Elite, gegen jene, die es - vermeintlich - weiter bringen. Man könnte annehmen, die Schweiz mit ihrem exzellenten Bildungswesen, ihrer weltweit führenden Innovationskraft und ihrem Reichtum habe ein unverkrampftes Verhältnis zum Begriff «Elite». Leider nicht. Er wird grossräumig umfahren.

Unvergessen ist, wie einst der damalige FDP-Präsident Fulvio Pelli an der ETH Zürich auf einem Podium über Eliteförderung sass und sagte: «Ich bin für die Eliteförderung, aber ohne «Elite» und ohne «Förderung.» Die Universität St. Gallen, eine der international besten Wirtschaftsschulen, möchte lieber etwas anderes sein als eine Elite-Uni. Eine Erhebung ergab zwar, dass ihre Studenten aus privilegierten Elternhäusern stammen. Die Absolventen sitzen in Chefbüros grosser Firmen und tauschen sich

über ein exklusives Netzwerk aus. Man sei aber nicht elitär, schreibt die Schule im Erhebungsbericht, sondern «gutbürgerlich». Ein Begriff, der eher an einen Landgasthof erinnert als an eine Universität. Im Tiefstapeln sind wir Schweizer wirklich gross.

Hören wir auf damit. Die Elite ist gut, es braucht sie, nur schon deshalb, weil sie einer Gesellschaft Triebkraft und dem Individuum den Ehrgeiz verleiht, den es braucht, um erfolgreich zu sein. Denn, und das ist entscheidend, die Schweizer Elite ist eine Leistungselite. Der ererbte Status zählt hier wenig, Anstrengung hingegen viel. Daher ist unsere Elite nicht exklusiv. Jeder kann es schaffen, gänzlich ohne Chancengleichheitsprogramme. Hier kann man aus einer Bauernfamilie stammen, eine KV-Lehre absolvieren und Bundespräsident werden. Der Präsident der ETH Zürich ist der Sohn eines aus Italien eingewanderten Rangierarbeiters. Vermutlich hat er keine



Die Schweizer Elite ist eine Leistungselite. Der ererbte Status zählt hier wenig, Anstrengung hingegen viel.

privaten Gymi-Prüfungs-Kurse besucht - und es trotzdem geschafft.

Wieso? Weil die Leistung zählt und weil das Schweizer Bildungssystem - allen Bedenkenrägern zum Trotz - schon heute so viel Chancengleichheit garantiert wie kaum ein anderes. Erstens ist exzellente Bildung hier für alle entweder gratis oder billig. Teure Privatschulen gibt es zwar, aber es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie besser ausbilden als die staatlichen Schulen. Das ist in einigen Nachbarländern anders. Zweitens erlaubt die Durchlässigkeit jeden noch so queren Karriereweg. Auch wer eine Lehre absolviert hat, kann über die Berufsmatura und die Fachhochschule zu einem Uni-Abschluss kommen. Drittens gibt es immer wieder eine neue Chance.

Ob man falsch einspurt oder spät zündet, man kann dennoch Wirtschaftsführer oder Biochemiker werden. Wer eine Bildungschance will, der bekommt sie. Das gilt für alle und zu jedem Zeitpunkt des Lebens. Das Theater um die Gymi-Prüfung ist angesichts dieser Möglichkeiten völlig unverständlich.

Gewiss, die Bildungsforschung lehrt uns, dass Kinder mit gebildeten Eltern häufiger höhere Schulen besuchen als solche aus bildungsfernen Haushalten. Aber heisst das auch, dass begabte Kinder aus tiefen Schichten vom System benachteiligt werden? Das System unterscheidet nicht nach Herkunft. Dass einige Kinder von ihren Eltern - und allenfalls von Lehrkräften - besser gefördert werden als andere, ist zwar erwiesen, ist aber kein Konstruktionsfehler des Bildungssystems. Es ist daher auch kein Grund, mit gutgemeinten Reformen die Triebkraft eines auf Leistung ausgerichteten Bildungswesens zu gefährden.

Zu dieser Beilage

Wissensdurst stillen, Neues schaffen

Neugierde, der Wunsch, Zusammenhänge zu erkennen, die Suche nach Wissen und der Wille, die Welt besser zu verstehen, gibt jungen Menschen den Antrieb, sich für Jahre in eine Ausbildung zu begeben. Begabung zeigt sich nicht nur in guten Schulnoten, im Fleiss und in der Ausdauer, sondern auch am Interesse an weiteren Themen, am Engagement für die Gesellschaft und an der Übernahme von Verantwortung.

Seit 25 Jahren fördert die Schweizerische Studienstiftung junge Men-

sch, deren Persönlichkeit, Kreativität und intellektuelle Fähigkeiten auf künftige Leistungen in Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Politik hinweisen, auf ihrem Bildungsweg.

Die Beiträge in dieser Beilage zeigen, welche Art der Förderung für begabte junge Menschen sinnvoll ist, wie die Unterstützung konkret aussieht und welche Voraussetzungen nötig sind, um den Wissensdurst von Studierenden über ihr Fachgebiet hinaus zu stillen und Neues für die Gemeinschaft zu schaffen. (dst./brk.)

Think-Tank im Klassenlager

Sie tauchen lieber in die Materie ein statt ins kühle Nass. In der Sommerakademie der Studienstiftung debattieren achtzig junge Menschen bis tief in die Nacht. Das Resultat sind nicht nur Lösungsvorschläge für die Probleme der Zukunft, sondern auch Lärmklagen und ein Heiratsantrag. **Von Sandrine Gehriger**



Denkt ihr wieder so viel nach!», ruft ein Mann und winkt einer Gruppe Studierenden zu, die an Gartentischen sitzen und über ihren Laptops brüten. Ein paar der Studierenden heben den Kopf, einer sagt: «Hallo Thomas, geht's gut?» Wir sind in einem Ferienzentrum in Magliaso, direkt am Luganersee. Der Mann, den alle nur Thomas nennen, arbeitet normalerweise in einer geschützten Werkstatt im Aargau; er ist hier in den Ferien. Die Studierenden, achtzig an der Zahl, sind Stipendiaten der Schweizerischen oder der deutschen Studienstiftung. Sie sind hier auf einer «Sommerakademie». So heissen die Studienwochen, zu denen die Schweizerische Studienstiftung ihre Geförderten jedes Jahr einlädt. Vier Arbeitsgruppen tagen während dieser Septemberwoche im Tessin parallel; über ein Dutzend Dozierende nehmen ebenfalls teil. Zu den Dozierenden



Teilnehmer der Gruppe «Automatisierung der Mobilität» diskutieren im Seminar.

den gehören renommierte Persönlichkeiten wie beispielsweise Michael Ambühl. Der ehemalige Staatssekretär ist seit 2014 ETH-Professor für Verhandlungsführung. Zwanzig «Stiftler», so heissen die Geförderten im Jargon, sitzen in der Arbeitsgruppe «Automatisierung der Mobilität». Es geht um Datenschutz und darum, ob selbstfahrende Autos in der Zukunft zugelassen werden sollten.

Risiko Mensch

Vorne steht Melinda Lohmann. Die 30-Jährige ist seit kurzem Assistenzprofessorin für Wirtschaftsrecht an der Uni St. Gallen. Heute ist die Juristin hier, um Haftungs- und Zulassungsfragen im Zusammenhang mit automatisierten Fahrzeugen zu erläutern. Wir lernen: Nur ein Prozent der Unfälle geht auf technisches Versagen zurück. Der Mensch ist das grösste Risiko. In der Schweiz haftet zurzeit der Halter eines teilautomatisierten Autos für Unfälle. Lohmann sagt: «Je



Abschalten kann hier niemand. Warum auch? Die Atmosphäre ist gelöst, die Gespräche sind anregend.

autonomer Autos fahren und je mehr wir zum Passagier mutieren, desto eher wird der Hersteller haften.»

Die ganze Woche schon war es brütend heiss im Tessin. Auch an diesem Donnerstag schwitzen die Lernwilligen auf ihren Stühlen und fächern sich mit ihren Unterlagen Luft zu. Das Seminar ist vorbei für heute, doch für eine nasse Abkühlung im See sind nicht alle zu haben. «Ich muss an meinem Policy Paper wei-

aergon inside-out leadership transformation

„Das Ziel des Lernens ist es nicht, Wissen vollständig wiederzugeben. Ziel des Lernens ist es, bewusster die bessere Handlungsmöglichkeit auswählen und erfolgreich umsetzen zu können.“

www.aergon.ch more awareness · more alignment · better results



Zürich · München



Können Maschinen moralisch sein? Das fragen sich die Studienstiftler bei der Diskussion im Freien.

terschreiben», sagt Stefan Gugler, der interdisziplinäre Naturwissenschaften studiert, ohne vom Bildschirm aufzuschauen. Dreissig Seiten umfasst das Dokument, das die Probleme von automatisierten Fahrzeugen präzise zusammenfasst und Handlungsempfehlungen für die Politik geben will. Wenn es fertig ist, soll es der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. «Wir wollen etwas zur gesellschaftlichen Diskussion beitragen», erklärt Gugler. Dafür nehmen einige Stiftler in Magliaso viel Arbeit auf sich: Sie begleiten die vier Arbeitsgruppen redaktionell und laden Video-Interviews und selbstgeschriebene Artikel ins Netz.

Die Fleissigen sind beschäftigt, also macht der Rest der Gruppe sich ohne sie zum Wasser auf. Am See unterhalten sich ein paar Studenten aus einer anderen Arbeitsgruppe darüber, ob Wissenschaftler mit ihren Ergebnissen mehr an die Öffentlichkeit treten müssten.

«Ich bin geschafft, ich kann nicht mehr diskutieren», sagt Jean-Pascal Ammann, der sich auf einer Holzbank fläzt. Schon zum fünften Mal nimmt der Maschinenbauingenieur und Ex-Präsident der Jungen CVP an einer Sommerakademie teil – an die geistige Überstimulation muss er sich immer wieder aufs Neue gewöhnen. Während er erzählt, dass er zu Hause erst einmal eine Woche brauche, um alle Eindrücke sich setzen zu lassen, rennen drei Stiftler in Badehosen an ihm vorbei, poltern über den Steg und lassen sich in den See fallen.

Gespräche bis tief in die Nacht

Beim Abendessen, scheint es, hat sich Ammann wieder erholt: Er diskutiert rege mit der Juristin Lohmann. Abschalten kann hier niemand. Warum auch? Die Atmosphäre ist gelöst, die Gespräche sind anregend, und nach dem Essen lockt die hauseigene Bar. Um 23 Uhr fallen die Ersten erschöpft ins Bett. Andere tippen konzentriert an ihrem Policy Paper weiter. Vierzig Seiten sind es nun, aber geschafft ist es noch nicht. Die Nacht könnte kurz werden.

Nächster Morgen, 7 Uhr 30. Zum Morgenritual beim Frühstück gehört hier auch, dass die Rezeption über die vergangene Nacht informiert. Die Bilanz an diesem Morgen: Einige Stiftler haben bis 3 Uhr in der Früh gefeiert. Kaffee, Brot, Müesli zum Frühstück, das muss reichen, dann geht es zurück in den Kurs.

Der letzte Tag steht an. Heute geht es um Moral. Peter Kirchschräger, Professor für Theologie an der Universität Luzern, leitet die Diskussion. Die Gruppe fragt sich: Wieso wird in den Medien eigentlich immer nur thematisiert, ob ein automatisiertes Auto im Notfall Kinder oder Senioren zu Tode fahren soll?

Es gebe schliesslich noch viele andere Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen: Darf ein Auto verweigern, uns zu McDonald's zu fahren, wenn wir übergewichtig sind? Was passiert, wenn autonome Fahrzeuge gehackt werden? Fertige Antworten gibt es keine, dafür unterhaltsame Rollenspiele, die ahnen lassen, was noch alles auf uns zukommt.

Die Woche neigt sich dem Ende zu. Inmitten all der Denkarbeit ist es an diesem Freitag zu einem besonderen Ereignis gekommen: Eine Akademie-Teilnehmerin hat ihrem Freund einen Heiratsantrag gemacht. Das Paar hatte sich in der Studienstiftung kennengelernt.



Der Theologe Peter Kirchschräger.

Karrieren von Studienstiftlern



Ruth Fischer, Forensikerin

Ruth Fischer war so vielseitig interessiert, dass sie sich nur schwer für ein Studium entscheiden konnte. Doch an der Universität Lausanne wurde Fischer fündig und studierte forensische Wissenschaften auf Französisch. Danach machte sie unter anderem Praktika beim Büro der Vereinten Nationen für Drogen- und Verbrechenbekämpfung in Wien und beim Sondertribunal für Libanon in Den Haag. Heute ist Fischer wissenschaftliche Mitarbeiterin beim kriminaltechnischen Dienst der Luzerner Polizei. Meistens hat sie mit Einbruchdiebstählen und anderen Vermögensdelikten zu tun, selten auch mit Tatorte aus und sichert Beweise. Im Labor versucht sie, weitere Spuren wie Fingerabdrücke sichtbar zu machen. Ihr Beruf verlange eine akribische Arbeitsweise und ständige Reflexion. Man müsse darauf achten, objektiv zu bleiben und nicht Merkmale in eine Spur hineinzuinterpretieren, sagt sie. «Es geht um die Suche nach der Wahrheit, damit Gerechtigkeit geschaffen wird.» (sgh.)

Jörg De Bernardi, Vizekanzler

Als Delegierter des Kantons Tessin vertrat Jörg De Bernardi ab März 2011 die Interessen des Südkantons in Bundesbern. Doch dem SP-Mitglied liegt es fern, sich auf die geografische und politische Heimat reduzieren zu lassen. Der studierte Theologe ist vielseitig: Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Schweizerischen Studienstiftung; er hält ein Diplom in angewandter Ethik und absolvierte die Ausbildung zum Diplomaten in Bern und Addis Abeba. Seit dem 1. August dieses Jahres ist De Bernardi Vizekanzler des Bundesrats. In dieser Funktion trägt er unter anderem die Verantwortung für die Vor- und Nachbereitungen der Bundesratssitzungen. Es ist ein Beruf



sui generis im Spannungsfeld zwischen den Führungsaufgaben der Bundesräte und dem Anspruch einer kollegialen Regierung. Hier wirkt De Bernardi als Vermittler und Akteur, der es versteht, die Sache und nicht sich selbst in den Vordergrund zu stellen. (sgh.)

Susanne Mölbert, Unternehmerin

Als Susanne Mölbert im Physikstudium an der Universität Freiburg von der Studienstiftung hörte, glaubte sie zuerst, es handle sich um eine Sekte. Später lernte sie im Förderprogramm ihren Mann kennen. Mölbert verbrachte ein Jahr in Princeton, wo sie zu ihrer Dissertation in Biophysik forschte. Danach stieg sie ins eigene Familienunternehmen, die Mölbert AG, ein, die sie heute mit ihrem Bruder leitet. Die Firma liefert Soft- und Hardware, u. a. für Verkehrsleitsysteme, zum Beispiel für die Westumfahrung Zürich. 3000 Signale sind es dort, die Polizei kann sie auf Knopfdruck steuern. Nimmt jemand im Tunnel den SOS-Hörer ab, werden auf allen Anzeigen die Geschwindigkeiten reduziert. Bei der Mölbert AG programmieren mehrheitlich Frauen, alle Naturwissenschaftlerinnen. «Wir schätzen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie», sagt Mölbert, die selbst zwei Kinder hat. (sgh.)



Stiftsschule Einsiedeln

Gymnasium mit Tagesschule und Internat à la carte

www.stiftsschule-einsiedeln.ch

Tage der offenen Türen:
24./25. November 2016

- Kantonal und eidgenössisch anerkannte private Maturitätsschule
- Betreute Studienzeiten
- Sprachaustausch mit St-Maurice (VS) und Ascona (TI)
- Internationales Fremdsprachenzertifikat



Hohe Intelligenz in Wissen investieren

Im Bildungssystem die Besten zu fördern, ist für jede Gesellschaft keine leichte Aufgabe. Denn hier gelten eigene Gesetzmässigkeiten. **Von Elsbeth Stern**

Herausragende Leistungen setzen das Zusammenwirken von guten Anlagen, lernwirksamen Förderbedingungen und disziplinierten Arbeiten voraus. Die Schlussfolgerungen klingen einfach: Eine Gesellschaft, die von Exzellenz profitieren möchte, sollte rechtzeitig Kinder mit guten Anlagen entdecken, fördern und ihnen Anreize bieten, damit sie bei der Stange bleiben. In anspruchsvollen, aber dennoch eingegrenzten Bereichen wie Sport und Musik gelingt dies seit langer Zeit durch Talent-Scouting: Kinder, deren Leistung im Fussballverein oder in der Musikschule herausstechen, erhalten anspruchsvolle Förderung. Da die Nachwuchstalente die meiste Zeit mit Üben und Trainieren verbringen, entwickeln sie auf ihrem Weg ins Konzerthaus oder in eine erfolgreiche Fussballmannschaft wenig andere Interessen.

Bei Auswahlprozessen kommt es immer zu Fehlern. Wenn man ungeeignete Kandidaten auswählt, spricht man von Alphafehlern. Von Betafehlern hingegen ist die Rede, wenn geeignete Personen übersehen werden. In Musik und Sport sind beide Selektionsfehler tolerierbar: Solange die Nationalmannschaft und die führenden Orchester erfolgreich sind, haben nur die Fehlklassifizierten ein Problem. Wer die Erwartungen nicht erfüllt, muss sich nach neuen Wegen umsehen, und die Verkannten müssen mit der Enttäuschung leben.

Sollte sich eine Gesellschaft, die auf Spezialisten in akademischen Disziplinen angewiesen ist und zudem kritische Intellektuelle braucht, daran ein Beispiel nehmen? Immerhin ist es unter Wissenschaftlern unbestritten, dass Intelligenzunterschiede genetisch bedingt sind und gute Anlagen sich nur in einer anregenden Umwelt entfalten können. Hinzu kommt, dass hohe Intelligenz ihre volle Wirkung nur entfalten kann, wenn sie in Wissen investiert wird. In den deutschsprachigen Ländern orientieren sich die Gymnasien an dieser Haltung, denn sie

bereiten ihre Sprösslinge auf ein Hochschulstudium vor.

Tatsächlich lässt sich das optimale Vorgehen bei der Förderung spezifischer Kompetenzen wie Musik, Sport oder Schach aus mehreren Gründen nur bedingt auf das Bildungssystem übertragen. Was ein hoffnungsvoller zwölfjähriger Torhüter im Jugendklub ein Jahrzehnt später idealerweise können sollte, ist klar: Er sollte bei der Weltmeisterschaft möglichst viele Bälle halten – und auf dieses Ziel wird er vorbereitet. Eine gleichaltrige Schülerin aber, die ihren gesamten Jahrgang in Mathematik aussticht, kann in den kommenden Jahren vielfältige akademische Interessen entwickeln und an der Universität in einem Fach reüssieren, das es bis dato noch gar nicht gab.

Die Entwicklungen in der Wissenschaft sind nur sehr bedingt vorherzusagen, und eine Gesellschaft würde sich schaden, wenn sie Kinder mit sehr guten geistigen Anlagen zu früh einseitig fördern würde. Hinzu kommt, dass Alpha- und Betafehler bei der Vorhersage geistiger Kompetenzen grösser sind als bei den erwähnten Spezialgebieten Musik und Sport, wo ein eingegrenztes Verhaltensrepertoire perfektioniert werden muss. Wer in der Musikschule als kleines Kind «Für Elise» auf dem Klavier spielen konnte, wird im Konservatorium immer

Elsbeth Stern



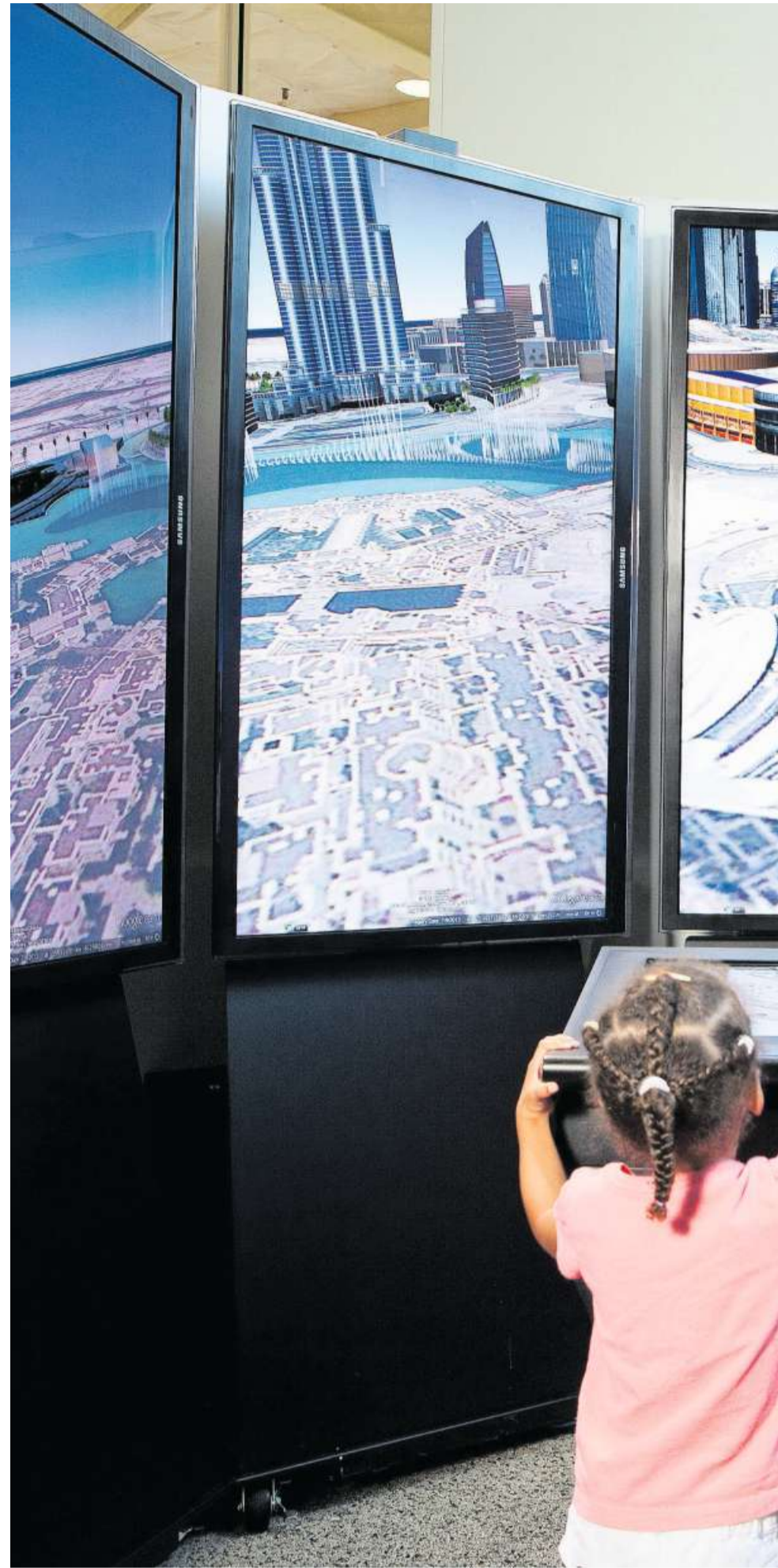
Die 59-jährige Psychologin ist Professorin für empirische Lehr- und Lernforschung an der ETH Zürich.

noch die Tasten dieses Instruments anschlagen, auch wenn die Stücke anspruchsvoller geworden sind. Das in der Schule erworbene Wissen hingegen muss an der Universität und im Beruf nicht nur erweitert, sondern durch zahlreiche neue Bereiche ergänzt werden, für die es keine direkten Vorläufer gab.

In der Bildung haben Alpha- und Betafehler zudem schwerwiegendere Konsequenzen als im Fussballklub. Erbringt ein Kind hier nicht die erwarteten Leistungen, ist die zeitliche und finanzielle Fehlinvestition für beide Seiten überschaubar. Kommen hingegen Kinder nur mit massiver elterlicher Unterstützung auf das Gymnasium und später an die Universität, obwohl sie die erwartete Intelligenz nicht mitbringen, kumuliert sich der Schaden für die Gesellschaft. Das schadet auch denjenigen, die im Unterricht mehr leisten könnten.

Später kommen Personen, die unter den Alphafehler fallen und gefördert wurden, obwohl sie nicht geeignet waren, in berufliche Positionen, die andere viel kompetenter ausfüllen könnten. Nämlich die Personen, bei denen der Betafehler passiert ist und denen Chancen genommen wurden, die sie verdient hätten und von denen die Gesellschaft profitiert hätte.

Es gibt kein treffsicheres Instrument, um geistige Leistungsfähigkeit vorherzusagen. Auch Intelligenztests sind fehlerbehaftet, obwohl ihre prognostische Validität höher ist als die der meisten anderen Instrumente. Die Richtigen für ein Universitätsstudium auszuwählen, bleibt für jede Gesellschaft eine Herausforderung. Der Betafehler kann später nicht reduziert werden. Der Alphafehler könnte abgemildert werden, allerdings nur, wenn es gelingt, Personen auszuwählen, die aus anderen Gründen als wegen ihrer geistigen Fähigkeiten Einlass begehren. Noch besser wäre es, den Alphafehler früher zu reduzieren, nämlich beim Übertritt ins Gymnasium.



So entspannt forscht es sich bei Google im Silicon Valley.

Ein Spitzen-Abitur reicht nicht aus

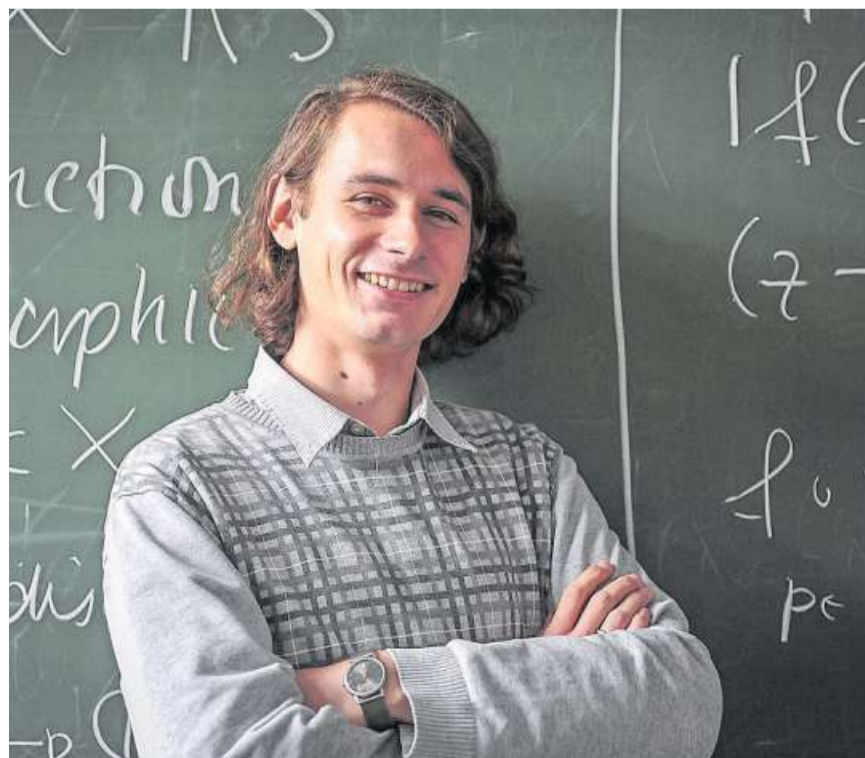
Die Studienstiftung des deutschen Volkes fördert Talente, die für die Allgemeinheit einen besonderen Dienst leisten sollen. **Von Susanne Ziegert**

Die Lebenswege der ehemaligen Stipendiaten sind vielfältig. Darunter finden sich Deutschlands jüngster Mathematikprofessor, die erste Kapitänin eines Containerschiffs, eine bekannte Fernsehmoderatorin, Schriftsteller, Wissenschaftler und Politiker, aber auch eine Terroristin.

In der Porträtsérie «90 Jahre, 90 Köpfe» hat die Studienstiftung des deutschen Volkes eine Auswahl ihrer ehemaligen Schützlinge vorgestellt. Die bedeutendste und älteste deutsche Begabtenförderung, die ihrem schweizerischen Pendant als Vorbild dient, hat seit ihrer Gründung im Jahr 1925, mit Unterbrechung zwischen 1934 und 1948, mehr als 60 000 Studenten und Doktoranden gefördert.

Finanziert wird die Stiftung vor allem durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung, hinzu kommen Zuschüsse von Ländern und Kommunen sowie private Spenden. Das Budget wurde in den vergangenen Jahren stetig erhöht, fast 100 Mio. € standen 2015 zur Verfügung. Derzeit betreut die Organisation 12 000 Studierende und 1200 Doktoranden mit besonderer Begabung.

«Es geht dabei nicht um die Elitenbildung, sondern darum, junge Menschen



Junger Dozent: Peter Scholze gibt sein Mathematikwissen weiter.

mit Talent und Leistungsbereitschaft zu unterstützen, von denen ein besonderer Dienst für die Allgemeinheit zu erwarten ist», beschreibt Sibylle Kalmbach den gesellschaftlichen Auftrag der Studienstiftung. Gute Noten seien zwar wichtig, sagt die stellvertretende Generalsekretärin der Stiftung. Sie sind aber nicht das einzige Kriterium im anspruchsvollen Auswahlverfahren.

«Ein Spitzen-Abitur ist nicht ausreichend, die Bewerber müssen beweisen, dass sie sich gesellschaftlich einbringen, etwa in der Schülervertretung oder der freiwilligen Feuerwehr, ein Instrument im Orchester spielen oder die Jüngeren im Sportklub trainieren», sagt Kalmbach. Dabei würden auch biografische Hürden gewürdigt, wenn Jugendliche schon in der Schulzeit arbeiten müssen und damit weniger Zeit für ein Engagement haben.

«Bei der Auswahl setzen wir auf Chancengerechtigkeit und ermutigen Kandidaten mit Migrationshintergrund oder aus Familien ohne Hochschuleraufstieg zur Bewerbung.» 30 Prozent der jetzigen Stipendiaten sind Erstakademiker in ihren Familien, 18 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Wenngleich die



Der Kampf um die Besten verschärft sich

Es war im Jahr 1997, als ein McKinsey-Berater den Begriff «war for talent» prägte. Steven Hankin hatte beobachtet, wie sich der Wettbewerb um die besten Nachwuchsmanager unter den globalen Firmen verschärft. Ein Grund war, dass sich der Boom der Internet-Industrie anbahnte, die talentierte junge Leute anzog. Der andere lag im rasanten Aufstieg von Schwellenländern wie China, Brasilien oder Indien, die bald unter dem Begriff Bric-Staaten zu einer festen Grösse in der wirtschaftlichen Debatte wurden.

Die Bric-Staaten begannen, die traditionellen Wirtschaftsgrossmächte im Westen zu bedrängen. Ganze Industrien wanderten nach Asien ab, weil sich die Produktion von Konsumgütern im Westen nicht mehr rechnete. In der Schweiz bedeutete dies etwa das Aus für die Textilindustrie, in den USA entstanden vor allem im Mittleren Westen gespenstische Landschaften zerfallender Fabriken. Es dämmerte der Alten Welt, dass die verlorenen Jobs nur kompensiert werden konnten, indem sich die Wirtschaft auf neue Produkte mit hohem Anteil an Innovation und folglich hoher Wertschöpfung konzentrierte. Für diesen anspruchsvollen Transformationsprozess suchten die Firmen weltweit und mithilfe von Beraterfirmen nach den besten Köpfen. Davon profitierte auch Steven Hankin von McKinsey.

Druck der Aufholer-Nationen

Diese Entwicklung hat sich in jüngster Zeit noch beschleunigt, weil etwa China oder auch Indien ihre ökonomische Zukunft nicht mehr länger in der Herstellung billiger Konsumgüter sehen, sondern im Bereich hochwertigerer Produkte oder im Dienstleistungssektor. Der «war for talent» hat deswegen an Intensität noch zugenommen, weil er sich immer stärker auch auf die akademische



IT-Konzerne verfügen über enorm viel Geld. Im Fall von Google werden die Reserven auf rund 100 Milliarden geschätzt.

Welt ausgeweitet hat. Denn wenn die Wirtschaft Innovationen sucht, dann klopft sie früher oder später an die Pforten der Hochschulen. Dass es deshalb wichtig ist, in die höhere Bildung, in Forschung zu investieren, ist eine Überzeugung, die mittlerweile fast weltweit geteilt wird. Länder wie China, Singapur, aber auch Saudiarabien bauen neue Forschungsinstitutionen auf, um etwa im Bereich der Pharma, der IT-Technologie oder der Alternativenergie zu Treibern der Entwicklung zu werden. Die alte Arbeitsteilung, dass die USA und Europa für Innovation wie Patente sorgen und Asien für die Produktion, wird von diesen «Aufholer-Nationen» nicht mehr länger akzeptiert.

Zur Verschärfung des Wettbewerbs um Talente trägt noch eine weitere Tatsache bei: In der Alten Welt (mit Ausnahme der USA) hat die demografische Entwicklung zur Folge, dass das Nachwuchspotenzial abnimmt. Bis zum Jahr 2025 dürfte in Deutschland die Zahl der Menschen zwischen 15 und 64 um 7 Prozent zurückgehen, in Italien um 9 Prozent und in Japan um mindestens 14 Prozent. Damit wird es für Firmen wie für Hochschulen schwieriger, die Lücken zu füllen, welche die in Pension gehenden Babyboomer hinterlassen. Zudem sind die Bedürfnisse der Unternehmen und der Output der Hochschulen nicht immer wirklich deckungs-

gleich. Wo Firmen Ingenieure, Physiker, Informatiker, Life-Science-Forscher oder Big-Data-Spezialisten suchen, entlassen die Universitäten viele Kommunikationswissenschaftler oder Politologen auf den Arbeitsmarkt.

Google wird zur Hochschule

Aus diesem Grund gehen gerade Firmen, die gegenwärtig in der Innovation führend sind und diesen Platz verteidigen wollen, dazu über, nicht mehr auf die Forschungsergebnisse der klassischen Hochschulen zu warten. Sie holen sich die Ideenproduzenten gleich selbst ins Haus, und zwar, indem sie den globalen Spitzenuniversitäten die Topleute abzuwerben versuchen. Gerade die Technologiefirmen im Silicon Valley gehen dabei ziemlich forsch zu Sache, wie die «NZZ am Sonntag» jüngst aufzeigte. Denn sie verfügen über zwei entscheidende Ressourcen. Zunächst einmal über enorm viel Geld; im Fall von Google werden die Barreserven auf annähernd 100 Milliarden Dollar geschätzt. Und sie haben auch den Rohstoff, der heute ein zentraler Innovationstreiber ist: Daten.

Durch die Analyse dieser Daten erhofft man sich wichtige Erkenntnisse über Ursachen und Verlauf von Krankheiten. Das würde es Microsoft und Co. erlauben, in den Gesundheitssektor vorzustoßen und sich so ein neues, lukratives Geschäftsfeld zu eröffnen.

Deswegen werden Forscher mit grosszügigen Angeboten geködert: gut dotierte Forschungsbudgets und angenehme Anstellungsbedingungen, zu denen Elternurlaube, Gratismahlzeiten, flexible Arbeitszeiten, Trainingsmöglichkeiten gehören. Und natürlich Spitzensaläre. Eine Million Dollar liegt problemlos drin; Postdoc-Forscher in Life-Science erhalten Einstiegsgehälter von 500 000 Dollar. Für die etablierten Hochschulen mit ihren oft staatlichen und damit schwerfälligen Strukturen wird diese Konkurrenz zunehmend gefährlich. *Felix E. Müller*

Bildung und Engagement. Was Studienstiftler auszeichnet

meisten Biografien der Ehemaligen beeindruckend, hat nicht jeder Schützling sein Potenzial ausgeschöpft, wie das Beispiel der späteren RAF-Terroristin Ulrike Meinhof beweist. Die Gutachter hatten der jungen Frau «Klugheit und menschliche Reife» bescheinigt.

Wer es dann in die engere Auswahl als Stipendiat schafft, erhält nicht nur finanzielle Unterstützung. Die Höhe des Stipendiums hängt vom Einkommen der Eltern ab und kann bis zu 949 € im Monat betragen. Stipendiaten erhalten zudem Vertrauensdozenten, die sie während ihrer Studienzzeit begleiten.

Zudem können sie auf Bildungsveranstaltungen, Exkursionen und Sommerakademien zu wissenschaftlichen Themen ihren Horizont erweitern. Praktika oder Austauschsemester fördern die Studienstiftung zusätzlich. Schon während des Studiums bauen sich die Stipendiaten ein Netzwerk, auf das sie ihr ganzes Leben lang zurückgreifen können. Auf einer Internetplattform sind über 40 000 Alumni eingeschrieben, die dem Nachwuchs auf ihrem Weg in ihr Berufsleben und in eine erfolgreiche Zukunft mit Rat und Tat zur Seite stehen.



Lucia Caiata

Geboren ist die Tessinerin 1993 in New York, aufgewachsen ist sie in Lugano. Sie arbeitete als Au-pair-Mädchen in Freiburg und Lausanne, später folgten Tätigkeiten in einem Walliser Hotel und einer Fabrik in St. Gallen. Nach ihrem Bachelor in Lebensmittelwissenschaften an der ETH Zürich hat sie ein Masterstudium in «Management, Technology and Economics» angefangen. (Cbi.)



Nicola Forster

2009 gründete der 32-jährige Jurist, der seine Studien an den Universitäten Zürich, Montpellier und Lausanne absolviert hatte, mit Freunden den ausserpolitischen Think-Tank Foraus. Als Unternehmer und Innovationsberater arbeitete er seither für Ausserministerien, Stiftungen oder internationale Organisationen sowie andere Forschungseinrichtungen. Forster ist zudem Kurator der «Global Shapers» des World Economic Forum. (dst.)



Alessandro Ratti

1991 in Locarno geboren, hat Alessandro Ratti am Collegio Papio in Ascona die Matura gemacht. Sein Masterstudium in Geschichte und Latein hat er an der Universität Freiburg abgeschlossen. Jetzt bereitet er das Doktorat vor. Er wohnt im Bleniotal. Sein besonderes Interesse gilt dem Alpenraum. Er arbeitet als Freiwilliger am Museum Bibel + Orient der Universität Freiburg. (Cbi.)



Nadine Masshardt

Die 1984 geborene Politikerin studierte Geschichte und Philosophie an der Universität Freiburg. Von 2004 bis 2010 sass das SP-Mitglied im Stadtrat von Langenthal, von 2006 bis 2013 im Grosse Rat des Kantons Bern. Seit 2013 ist Masshardt Mitglied des Nationalrats. Energie-, Verkehrs- und Umweltpolitik sind Schwerpunkte ihrer politischen Arbeit. Sie lebt mit ihrem Partner und einer Tochter in Bern. (dst.)

Den Horizont erweitern

Die Schweizerische Studienstiftung fördert mit einer Vielzahl von Programmen junge Menschen über das Studium hinaus

Mit einem studienergänzenden, interdisziplinären Bildungsprogramm ermöglicht die 1991 gegründete Institution den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, über die Grenzen ihres jeweiligen Fachgebiets hinauszublicken. Die Angebote sollen «der Neugier Nahrung geben».

Ein Kernelement der Förderung bilden die auf dieser Seite und auf Seite 10 beschriebenen Sommerakademien. In interdisziplinären Gruppen von bis zu zwanzig Studentinnen und Studenten aus allen Landesteilen werden fächerübergreifende Themen selbständig erarbeitet. An diesen Akademien entsteht ein Netzwerk persönlicher Bekanntschaften.

Den intellektuellen Werkzeugkasten der Geförderten füllt eine weitere Ausbildungsreihe: Sie bereitet an zwei oder drei Tage dauernden Seminaren auf die Arbeitswelt vor. Erworben werden dabei Grundkenntnisse aus fachfremden Wissenschaftsbereichen, zum Beispiel Recht, Politik, Ethik und Wirtschaft, sowie Kompetenzen, die als sogenannte «Soft Skills» gelten, wie Rhetorik, Kommunikation, Präsentation.

Kultur in einem weiteren Sinn bildet den thematischen Schwerpunkt der anderen Reihe von Veranstaltungen. Studierende und Doktorierende sollen darin lernen, die eigene Kultur und fremde Kulturen sowohl theoretisch zu reflektieren als auch praktisch zu erleben. Den Austausch über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg und das Bewusstsein fördert das Bildungs- und Austauschprogramm «Univers Suisse». Ein speziell für die Doktoranden entwickeltes Bildungsprogramm «PhD-Box» vermittelt Wissen und Fähigkeiten der Arbeitsmethodik und Kommunikation sowie Ideen und



Gemeinsame Aktivitäten in der Natur tragen zur Persönlichkeitsbildung bei.

Beispiele zur Laufbahnplanung. Um die Bereiche Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technologie (MINT) zu stärken, bietet die Studienstiftung seit diesem Jahr ein interdisziplinär ausgerichtetes und von der Werner-Siemens-Stiftung finanziertes Programm, «Mobilität - Infrastruktur - Innovation», an. Das «Mercator-Kolleg für internationale Aufgaben» fördert Hochschulabsolventen aller Fachrichtungen, die eine Tätigkeit in supranationalen Organisationen und Nichtregierungsorganisationen anstreben.

Neben diesen gemeinsam zu absolvierenden Programmen gibt es eine Reihe

von individuellen Fördermassnahmen. Die Betreuung am Studienort und die Vernetzung leisten ehrenamtlich mitarbeitende Hochschuldozierende, die den jungen Leuten während des Studiums mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Ähnlich gelagerte Unterstützung bietet auch die Geschäftsstelle der Stiftung in Zürich. Sie gewährt zudem Zuschüsse und Förderbeiträge für Auslandsstudien, Kongressbesuche, Praktika und Projekte. Die in Zusammenarbeit mit weiteren Stiftungen und Finanzierungspartnern angebotenen Leistungsstipendien decken einen Grossteil der Lebenshaltungskosten und Studiengebühren. *David Stroh*

Ethik, Philosophie und Medien

Barbara Bleisch

Geboren 1973 in Basel, studierte die vielseitige Autorin, Herausgeberin, Dozentin, Moderatorin und Journalistin von 1994 bis 2001 Philosophie, Germanistik und Religionswissenschaften in Zürich, Basel und Tübingen. 2007 promovierte sie mit einer Arbeit über «Pflichten auf Distanz».

Ab 2002 war Bleisch am Ethik-Zentrum der Universität Zürich tätig, wo sie auch als Studien- und Geschäftsleiterin von Nachdiplomstudiengängen wirkte und bis heute doziert.

Neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit moderiert die Studienstiftlerin seit 2010 die Diskussionssendung «Sternstunde Philosophie» im Schweizer Fernsehen (SRF) und publiziert als Journalistin in zahlreichen Publikationen, darunter auch in der NZZ.

Bleisch engagiert sich unter anderem in der International Development Ethics Association, der Erklärung von Bern und der Gesellschaft für analytische Philosophie. *(dst)*



20 Jahre Innovation

Neue Wege in der Medizin

Bei Novartis gehen wir die grössten medizinischen Herausforderungen unserer Gesellschaft mit wissenschaftlicher Innovation an. Unsere Leidenschaft gilt der Erforschung neuer Methoden, um das Leben zu verbessern und zu verlängern.

Wissenschaftliche Innovation ist nur möglich durch Exzellenz in der Bildung. Novartis ist stolz auf ihre Partnerschaft mit der Schweizerischen Studienstiftung, die sich die Förderung talentierter Studierender aus allen Disziplinen zum Ziel gesetzt hat.

 NOVARTIS

«Wir sind kein Rotary-Club»

Begabte Menschen seien selbstzentriert. Ihren Blick für die Probleme der Gesellschaft zu öffnen, sei das Ziel der Schweizer Studienstiftung, sagt deren Präsident Antonio Loprieno

NZZ am Sonntag: Sie gehören zur Elite. Mit 22 Jahren haben Sie doktriert. 1985 wurden Sie, noch nicht einmal 30 Jahre alt, Professor der Ägyptologie. Wer hat Ihr Talent erkannt und gefördert?

Antonio Loprieno: Damals konnte man keine Talentförderung im heutigen Sinne. Im Zuge der 68er Bewegung galt ein breiter Zugang zur akademischen Bildung als generell erstrebenswert. Damit förderte man Talente ganz grundsätzlich. Mein Lateinlehrer am Gymnasium war es, der meinen Weg geprägt hat. Er sagte eines Tages zu mir: «Latein ist zu einfach für dich. Warum misst du dich nicht in einer wirklich anspruchsvollen Sprache?» Das hat meine Zukunft bestimmt. Ich habe daraufhin Arabisch gelernt und bin über die Semitistik zur Ägyptologie gekommen.

Wird sich wahres Talent nicht automatisch durchsetzen?

Das mag für die Erreichung von individuellen Zielen in Wirtschaft oder Wissenschaft zutreffen. Für die Kanalisierung von Talent, das dem Allgemeinwohl dienen soll, ist eine spezielle Struktur wie die Studienstiftung nötig. Begabte Menschen sind im Allgemeinen eher selbstzentriert. Wir wollen ihren Blick für den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang schärfen und ihr Talent im Hinblick auf das gesellschaftliche Gefüge fördern.

Sollte das Hervorbringen einer gesellschaftlichen Elite nicht der Gründungs-zweck von jeder Universität sein?

Das entspricht dem Bildungsideal im Humboldtschen Sinne. Damals hat jedoch die Universität zwei Prozent der Gesellschaft angesprochen. In den letzten dreissig oder vierzig Jahren hat sich der Adressatenkreis der Universitäten radikal erweitert. Heute streben 20 Prozent unserer Gesellschaft einen Hochschulabschluss an, zählt man die Fachhochschulen hinzu, sind es 35 Prozent.

Innerhalb dieser Gruppe gibt es offenbar ein Potenzial, das von den Universitäten zu wenig gefördert wird.

Die Früherkennung von besonderem Talent ist auch nicht ihre Aufgabe. Die Universität ist heute eine breite Institution. Als solche kann sie vor allem auf eines setzen: fachliche Exzellenz. Und das machen die Universitäten - und das sage ich als ehemaliger Rektor einer Schweizer Universität - bereits sehr gut.

Wozu braucht es die Studienstiftung, wenn die Förderung durch die Hochschulen anscheinend funktioniert?

Unsere Aufgabe ist es, innerhalb der «grossen» Elite eine «kleine» Elite zu identifizieren. Von unseren Geförderten erwarten wir Offenheit für das Engagement auf global gesellschaftlicher Ebene. Dabei unterscheiden wir zwischen Exzellenz und Begabung. Die Hochschulen und der Schweizer Nationalfonds fördern fachliche Exzellenz. Wir befassen uns mit der Früherkennung von Begabung, unabhängig vom wissenschaftlichen Feld.

Was meinen Sie mit «grosse» und «kleine» Elite?

Durch die Tatsache, dass man an einer Universität studiert, ist man in unserem gesellschaftlichen Verständnis schon Teil einer breiteren Elite. Unter dieser «grossen» Elite verstehe ich die Gutsausgebildeten, die dereinst Führungsfunktionen wahrnehmen werden. Dazu gehören etwa 20 Prozent der Gesellschaft. Die kleine Elite bezieht sich auf jene Menschen, die sich darüber hinaus zu engagieren bereit sind.

Wer eine Maturitätsnote von 5,3 erreicht, erhält automatisch eine Einladung. Kann eine einzige Note verlässlich Auskunft über Begabung geben?

Man muss sich zuerst klar werden, dass in der Schweiz die Maturitätsnote erstaunlich wenig als Distinktionsmerkmal genutzt wird. Ich würde sie weder verteuern noch überbewerten. Sie ist



«Wir befassen uns mit Früherkennung von Begabung, unabhängig vom wissenschaftlichen Feld», sagt Antonio Loprieno.



Wenn Elite heisst, nach den Idealen der Aufklärung gebildet zu sein, dann bin ich gern elitär.

ein möglicher prognostischer Indikator unter vielen anderen.

Aber muss es denn so hoch sein? Nur ein paar Superschlaue erreichen eine Note von 5,3. Ausserdem entfalten viele erst an der Uni ihr intellektuelles Potenzial.

Die Maturitätsnote als Bewerbungsvoraussetzung ist ja nicht das Ende der Geschichte. Man kann sich auch im Verlaufe des Studiums noch bewerben. Man darf dieses Aufnahmefähigkeitsmerkmal kritisieren, aber wir sind bisher noch nicht auf eine bessere Lösung gekommen. Oder wissen Sie eine?

Die Intelligenzforscherin Elsbeth Stern hatte eine mögliche Lösung vorgeschlagen. Sie wollte mit den Geförderten der Studienstiftung einen IQ-Test machen. Sie haben das kategorisch abgelehnt.

Den IQ als Kriterium finde ich noch brutaler als die Maturitätsnote! Wenn Sie aufgrund des IQ selektieren, dann schliessen Sie 1:1 von der Genetik auf Talent. Die Abschlussnote des Gymnasiums ist sicher auch das Resultat von genetischer, aber vor allem auch von sozialer und psychologischer Begabung. Es entspricht nicht dem Geist der Studienstiftung, ein rein formales Merkmal für die Feststellung von Begabung festzulegen. Das wäre undemokratisch.

In einem Evaluationsbericht wird der Studienstiftung geraten, das Wort Elite zu vermeiden. Warum dieser Eiertanz um einen Begriff?

Vor fünf Jahren wäre ich mit der Empfehlung der Evaluation noch viel

mehr einhergegangen. Heute sehe ich das anders. Schauen Sie, was gerade in der Welt passiert: Der Elite-Begriff wird komplett umgepolt. Es ist doch absurd, wenn ein Scherzreicher wie Donald Trump Barack Obama vorwirft, elitär zu sein. Dabei ist der amerikanische Präsident in eine unterprivilegierte Schicht hineingeboren und hat sich mithilfe von Bildung und Leistung Zugang zur sogenannten Elite verschafft. Zuweilen wird im Namen der Demokratie aufkläreri-

Antonio Loprieno

Der 61-jährige Ägyptologe mit italienischen Wurzeln hat seine Hochschulreife an der Europäischen Schule in Brüssel erlangt und 1977 an der Universität in Turin doktriert. Als Stipendiat der Alexander-von-Humboldt-Stiftung habilitierte er 1984 in Göttingen. Loprieno war von 2006 bis 2015 Rektor der Universität Basel. Heute ist er u. a. Präsident der Schweizerischen Studienstiftung. (brk.)

sches Gedankengut infrage gestellt. Wenn zur Elite gehören heute heisst, nach den Idealen der Aufklärung gebildet zu sein, dann bin ich gern elitär.

Den Schweizern wird nachgesagt, besonders anti-elitär zu sein.

Was aber nicht heisst, dass wir in unserem Land keine Elite hätten. Man kann sogar argumentieren, dass wir eine grössere Elite als andere Kulturen kennen. Die Umpolung des Begriffes lässt sich auch in der Schweiz beobachten. Früher kam anti-elitäre Kritik von links, weil Elite für konservative Mächterhaltungsstrukturen stand. Heute äussern sich überwiegend rechtsnationale Kreise elitenfeindlich, auch wenn sie selbst Teil dieser Elite sind. Darum müssen wir wieder den Mut aufbringen, die Bedeutung eines gesellschaftlichen Bildungsauftrags zu verteidigen und zu unserer Zugehörigkeit zu einer offenen, nicht ausschliessenden Elite zu stehen.

Das Bewerbungsverfahren ist aufwendig und anstrengend. Was hat man eigentlich von einer Mitgliedschaft bei der Studienstiftung?

Wenn mich eine Maturandin fragt, wie sie konkret von der Studienstiftung profitiert, würde ich zurückfragen: Wofür interessierst du dich? Ausschliesslich für dein Fach? Dann bewirb dich nicht. Wenn du aber das Studium als Phase deines Lebens definierst, in der du deine Persönlichkeit entfalten und jenseits der Seminararbeit weiterentwickeln kannst, dann gehörst du in die Studienstiftung.

Profitiert man nicht auch von einem potenten Netzwerk?

Die Schweizer Studienstiftung ist kein Rotary-Club. In Deutschland ist es so, dass eine Mitgliedschaft in der Studienstiftung im Lebenslauf für den Arbeitgeber ein Gütesiegel darstellt. In der kleinen Schweiz sind Netzwerke bereits automatisch existent. Für deren Aufbau braucht es keine Studienstiftung. In Zeiten der Globalisierung bilden sich ausserdem ganz neue Typen von Netzwerken.

Interview: Katharina Bracher

ANZEIGE

Dein Gymi mit Kopf und Herz zur Matur

Matura in den Profilen Bildnerisches Gestalten, Musik oder Philosophie/Pädagogik/Psychologie Schnuppern, informieren, erleben!
www.unterstrass.edu
Seminarstrasse 29 | 8057 Zürich | 043 255 13 33

unterstrass.edu
WO WERTE SCHULE NACHEN

Denken und debattieren wie bei Platon

Bei Anlässen der Studienstiftung wird im kleinen Rahmen gelernt und gelehrt wie zu sokratischen Zeiten. Dabei gilt: Volles Tempo, volle Konzentration. Für Larifari bleibt keine Zeit.

Von **Christophe Büchi, Freiburg**



Jeden Tag ein neues Abenteuer: 17 junge Leute aus allen Sprachregionen haben sich auf dem Campus der Universität Freiburg zu einer Akademie versammelt, um gemeinsam zu lernen, zu diskutieren, zu lachen – und um weiterzukommen. Sie werden es nicht bereuen.

Wenn man sieht, was die Schweizerische Studienstiftung ihren Stipendiaten bietet, man könnte Lust bekommen, wieder zur Schulbank zurückzukehren. Es ist nicht allein das Programm, das solche Lust weckt, sondern auch und fast noch mehr das Drum und Dran, der Rahmen, in dem es stattfindet.

Denn die Sommerakademie wird ihrem Namen gerecht. Zu einer Zeit, da die Universitäten und Hochschulen immer mehr zu Massenbetrieben werden, wird hier noch im kleinen Kreis gelehrt, gelernt und diskutiert. Der Begriff «Akademie», der an die Schule des

Philosophen Platon erinnert, die sich in der Nähe eines dem Helden Akademos geweihten Hains bei Athen befand, ist hier spürbar. Die Veranstaltungen der Studienstiftung erinnern in der Tat an sokratische Zeiten und an die Schulen von Platon und Aristoteles – mithin an eine Zeit, als man noch wusste, dass Lernen, freies Denken und freies Debattieren nur in einem kleinen, überschaubaren Rahmen unter Menschen, die sich zuhören und gegenseitig bereichern wollen, möglich sind.

Ein Programm, das Neid weckt

Ja, man könnte beinahe etwas neidisch werden, wenn man sieht, welches Programm die Schweizerische Studienstiftung dieses Jahr für die 10. Sommerakademie, die im Rahmen des Programms «Univers Suisse» stattfindet, zusammengestellt hat. Dieses Programm, finanziert von der Sophie-und-Karl-Bin-



An der Sprachgrenze fand in diesem Jahr «Le tableau de la Suisse» statt.

ding-Stiftung, will die Kohäsion zwischen den Sprachregionen stärken. Unter der Ägide des Projektleiters Emmanuel Baierlé, der das Programm in monatelanger Arbeit auf die Beine gestellt hat, war ein regelrechter einwöchiger Crashkurs in Sachen Schweizer Sprachpolitik ausgeschrieben, mit hochkarätigen Vorträgen und Begegnungen mit einigen der besten Kenner und Kennerinnen der Materie.

Diese «Tour de Suisse» der besonderen Art begann am 18. Juni im zweisprachigen Freiburg, also direkt an der Sprachgrenze zwischen deutscher und französischer Schweiz (sofern der Begriff «Grenze» auf die komplexe Sprachensituation angewendet werden kann). Zweite Etappe war die Bundesstadt Bern. Und eine Woche später endete die Tour im Tessin. Wie genau aber läuft so eine Tour ab?

An einem Dienstag Ende Juni sind wir in Freiburg dabei und dürfen uns ein Bild

Die ZB gratuliert der Schweizerischen Studienstiftung zu 25 Jahren erfolgreicher Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses!



100 Jahre ZB –
Feiern Sie mit uns!
www.zb100.ch

ZB  Zentralbibliothek
Zürich

Die ZB – Das Zürcher Gedächtnis:

- 6 Gruppenarbeitsbereiche mit insgesamt 50 Plätzen
- 830 Lern- und Arbeitsplätze
- über 6 Mio. Dokumente

www.zb.uzh.ch



TOMAS WÜTHRICH

Arbeitsmarkt an. All dies gleicht irgend-
einem Vormittag an einer Schweizer Uni.
Was aber auffällt, ist das hohe Niveau,
das die Referenten anschlagen und das
eher einem Doktorandenseminar als einer
Einführungsvorlesung entspricht.

Schnell wird klar: Hier werden nicht er-
neut die altbekannten und politisch hoch-
gekochten Fragen - wie etwa jene, ob in der
Primarschule eine oder zwei Fremdsprachen
gelehrt werden sollen - aufgewärmt und
«locker vom Hocker» debattiert. Hier spre-
chen vielmehr Fachleute, welche die ganze
Komplexität der Sprachenfragen kennen
und sich deshalb auch mit (vor-)schnellen
Antworten zurückhalten.

Und was weiter auffällt, sind die Ruhe
und die Aufmerksamkeit des Auditoriums.
Man hat das Gefühl - und das Gefühl täuscht
kaum -, dass sich die jungen Frauen und
Männer, die im Viereck um den Saal sitzen,
wirklich für das Vorgetragene interessieren
und es auch verstehen. Zu sagen, dies wäre
in allen Hochschulen eine Selbstverständlichkeit,
wäre wohl eine sanfte Übertreibung.

Die Diskussion, die sich ans Referat von
Coray anschliesst, ist intensiv, obwohl die
Mittagsglocken bereits geläutet haben. Ein
Zuhörer möchte, dass Renata Coray einige
Worte auf Romanisch sagt, da die vierte
Landessprache bisher noch nicht zu Wort
gekommen ist - allgemeines zustimmendes
Lachen.

Danach geht die Diskussion allerdings
auf Deutsch weiter, und zwar in gepflegtem
Hochdeutsch (was selbst unter Studierenden
nicht selbstverständlich ist). Noch halten
sich die Frankofonen zurück. Erst als
Projektleiter Baierlé auf Französisch eine
Frage stellt, ist der Bann gebrochen, und
es geht fortan auf Französisch weiter.

Keine Zeit für Larifari

Dann ist es doch Zeit, zum Mittagessen in
ein nahe Restaurant zu dislozieren. Es eilt,
das Programm sieht keine grossen Pausen
vor. Im Restaurant gehen die Diskussionen
weiter. Aber jetzt werden die Stipendiaten
wieder zu «normalen» jungen Leuten, die
offenbar einfach Spass haben, sich ein bisschen
kennenzulernen. Und erfreulicherweise - auch
dies keine Selbstverständlichkeit in der
vielsprachigen Schweiz - scheinen sich die
Leute aus den verschiedenen Sprachregionen
auch wirklich zu vermischen, kennenzulernen
und zu verstehen.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind
offensichtlich gewohnt, sich in mehreren
Sprachen leicht zu verständigen. Und
vielleicht ist dies ja auch das Wichtigste
an einer solchen Akademie: dass die
Mehrsprachigkeit nicht nur gelehrt,
sondern auch gelebt wird.

Kurz darauf, um 14 Uhr, geht es dann
schon wieder weiter. Es müssen Gruppen
gebildet und die Schlusspräsentationen
vorbereitet werden. Und am Nachmittag
zieht der Tross weiter, man reist ins nahe
Bern. Die Gruppe checkt standesgemäss in
der Jugendherberge ein.

Mindestens in diesem Punkt gleicht
diese Tour doch einem Velorennen: Jeder
Tag ein neues Abenteuer. Volle Konzentration,
volles Tempo. Und es bleibt keine Zeit für
Larifari.

Konzentration und Abwechslung beim Minigolf an der Sommerakademie 2016 in Freiburg. (20. Juni 2016)

etwas besonders sind. Verglichen mit einer
durchschnittlichen studentischen Hörerschaft,
sind sie ungewöhnlich aufmerksam und
interessiert.

Der Vortrag hat mit einem Begrüssungswort
von Susanne Obermayer, die die Geschäftsführung
des Instituts innehat, und einer Einführung
des Institutsdirektors, Professor Raphael Berthele,
begonnen. Heute ist sein Kollege Thomas Studer
dran, der unter dem Titel «Das mehrsprachige
Klassenzimmer» eine geraffte Darstellung der
Schweizer Sprachensituation präsentiert.

Nach einer Kaffeepause schliesst sich ein
Vortrag der aus Graubünden stammenden
Sprachenspezialistin Renata Coray zum Thema
Mehrsprachigkeit und



**Zu einer Zeit, da die
Hochschulen zu
Massenbetrieben
werden, wird hier im
kleinen Kreis gelehrt,
gelernt und diskutiert.**

am Ort des Geschehens machen. Es ist kühl,
und es regnet zeitweise in Strömen, an diesem
Frühsommer-Dienstag. Doch dies tut der guten
Laune, die an der «Tour de Suisse» herrscht,
keinen Abbruch.

An diesem Morgen herrscht Hochbetrieb
am Institut für Mehrsprachigkeit der Universität
Freiburg. Das Institut, welches an der Rue de
Morat in einem schönen Stadthaus aus dem
18. Jahrhundert mit dem Charme des Ancien
Régime untergebracht ist, bekommt an diesem
Morgen Besuch von 17 jungen Leuten, die auf
den ersten Blick aussehen wie irgendeine
Studentenschar irgendwo in einer westeuropäi-
schen Hochschule.

Ungewöhnlich aufmerksam

Man hört Deutsch, Französisch, Italienisch.
Männer und Frauen sind etwa paritätisch
vertreten, das Outfit ist locker. Später wird
man dann aber doch merken, dass diese jungen
Männer und Frauen

Festanlass 25 Jahre Schweizerische Studienstiftung

«Talente
fördern,
Chancen
wahren»

Am Anfang waren es nur gerade sieben.
Sieben junge, talentierte Menschen, die
mitten in ihrer Ausbildung von einer jungen
Stiftung gefördert wurden. 25 Jahre später
zieht die am 4. November 1991 gegründete
Schweizerische Studienstiftung Bilanz:
Rund 1600 junge Talente kamen seither in
den Genuss der **Förderprogramme** und sind
direkt oder indirekt mit insgesamt mehr als
35 Mio. Fr. unterstützt worden.

Zu den Gründern der Stiftung im Jahr
1991 gehörten der Zoologieprofessor Eric
Kubli, der damalige Regierungsrat Hans
Künzi, ZKB-Präsident Walter Lüthy, die
Biologin Elisabeth Stumm und der Physiker
Anton Schärli. Zweck war (und ist) die
Förderung und durchgehende **Begleitung
von Studierenden** bis zu einem Abschluss.
Die Geförderten sollen eine ausgewiesene
wissenschaftliche oder künstlerische
Begabung sowie ein Verantwortungsbewusstsein
und besondere Leistungen für die
Allgemeinheit erwarten lassen. Unterstützt
werden jene, die sich «durch Können,
Einfallsreichtum, Begeisterungs- und
Urteilsfähigkeit, Neugier und Durchhalte-
vermögen» auszeichnen.



MELANIE BAIERLE

Mitbegründer der Stiftung: Eric Kubli.

Rund **700 Studierende** sind derzeit
dabei, etwa ein Fünftel von ihnen aus
der Romandie und dem Tessin, und etwa
gleich viele im Doktorandenstudium.
Die Studienstiftung selbst hat sich in der
Zeit zu einer in der Hochschullandschaft
etablierten nationalen Institution der
Exzellenzförderung entwickelt.

Das **Jubiläum** ist Anlass für einen
Rück- und Ausblick, der im Rahmen
eines öffentlichen Festanlasses am
4. November 2016, 16 Uhr 30, an der Uni
Bern, Hörsaal 001, stattfindet.

● Den Hochschulstandort Schweiz im
internationalen Vergleich beleuchtet
Stiftungspräsident **Antonio Loprieno**.
Christian Leumann, Rektor der Uni-
versität Bern, und **Michael Hengartner**,
Rektor der Uni Zürich und Präsident von
Swissuniversities, geben ein Grusswort.

● **Mauro Dell'Ambrogio**, Staatssekretär
für Bildung, Forschung und Innovation,
geht auf Talentförderung und Chancen-
gleichheit ein.
● Reflexionen steuern drei der Geförder-
ten bei: ETH-Professor **Wendelin Stark**,
Nationalrätin **Nadine Masshardt** und
Servan Grüninger, Präsident Research
and Technology in Switzerland. (dst.)

Ehemalige und aktive Teilnehmer



Dina Pomeranz

Die in Zürich aufgewachsene Ökonomin hat in Genf internationale Beziehungen studiert und anschliessend in Harvard einen Ph.D. in Volkswirtschaft absolviert. Dort ist sie heute als Assistenzprofessorin tätig sowie in gleicher Funktion auch am UBS International Center of Economics in Society der Universität Zürich. Neben ihrer akademischen Arbeit engagiert sich Pomeranz in Beiräten und Vorständen von sozialen Projekten. (dst.)



Jan Richner

In Baselland aufgewachsen, machte Jan Richner (Jahrgang 1987) eine Berufslehre und danach die Berufsmatur. Nach seinem Bachelor an der Fachhochschule Nordwestschweiz in angewandter Psychologie folgte ein Masterstudium in Psychologie an der Universität Neuenburg. Als Teil seiner Studien verbrachte er je ein Semester an der Universität Barcelona und am Trinity College in Dublin. (CBI.)



Adrien Clinard

In Genf aufgewachsen, absolvierte Adrien Clinard (Jahrgang 1992) eine klassische Matura (Latein/Griechisch) mit «Mention bilingue». Er studierte Recht zunächst an den Universität Genf, wo er den Bachelor erwarb. Im Anschluss wechselte Clinard an die Universität Zürich, wo er das Masterstudium in Wirtschaftsrecht belegt. Als Kohäsions-Botschafter wirkt er bei der Schweizerischen Studienstiftung als Mitorganisator der «Univers Suisse»-Veranstaltungen mit. (CBI.)



Ihre
Ideen

+

Unser
Engagement

=

Spannende
Perspektiven für alle



Wir sind engagiert und ambitioniert. Wir hinterfragen Dinge, denn wir wollen neue Lösungen finden. Und Zukunft nachhaltig gestalten. Dafür steht Swiss Re, darum sind wir erfolgreich. Dies verbindet uns mit der Schweizerischen Studienstiftung. Seit 25 Jahren fördert sie akademische Exzellenz und stärkt die Innovationskraft der Schweiz – sie inspiriert und ermöglicht Fortschritt weltweit. Aus diesem Grund sind wir stolz, dass Alumnae und Alumni der Stiftung bei uns arbeiten. Ihr Wissen, unser Engagement und unsere gemeinsamen Ideen eröffnen neue Perspektiven. Swiss Re und die Schweizerische Studienstiftung: **Together we're smarter.**

[swissre.com/careers](https://www.swissre.com/careers)